

Jörg Baberowski (Hg.)

WAS IST VERTRAUEN?

Ein interdisziplinäres Gespräch

Eigene und
Fremde Welten

campus

Was ist Vertrauen?

Eigene und fremde Welten
Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel

Herausgegeben von Jörg Baberowski, Stefan Beck, Vincent Houben, Gabriele Metzler und Thomas Mergel für den Sonderforschungsbereich 640 »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel – Interkulturelle und intertemporale Vergleiche« an der Humboldt-Universität zu Berlin

Band 30

Jörg Baberowski ist Professor für Geschichte Osteuropas an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Jörg Baberowski (Hg.)

Was ist Vertrauen?

Ein interdisziplinäres Gespräch

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50062-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2014 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Erwartungssicherheit und Vertrauen: Warum manche Ordnungen stabil sind, und andere nicht | 7 |
| <i>Jörg Baberowski</i> | |
| Über Vertrauen reden: Historisch-kritische Beobachtungen..... | 31 |
| <i>Ute Frevert</i> | |
| Vertrauen: Drei Beispiele aus einer praxistheoretisch orientierten Geschichtswissenschaft | 49 |
| <i>Thomas Welskopp</i> | |
| »Die Währung der Finanzmärkte ist Vertrauen«: Nachhaltigkeit und Hinterhältigkeit eines mentalen Phänomens in historischer Perspektive | 73 |
| <i>Jakob Tanner</i> | |
| Vertrauen als Voraussetzung, Inhalt und Gegenstand von Recht | 101 |
| <i>Ann-Katrin Kaufhold</i> | |
| Vertrauen in Räumen begrenzter Staatlichkeit – Eine politikwissenschaftliche Analyse | 127 |
| <i>Thomas Risse</i> | |
| Auswahlbibliographie | 147 |
| Autorinnen und Autoren..... | 153 |

Erwartungssicherheit und Vertrauen: Warum manche Ordnungen stabil sind, und andere nicht

Jörg Baberowski

Als nach dem Ende der Sowjetunion Reporter aus Deutschland die Kohlegruben in Donezk besuchten, wollten sie von den Arbeitern wissen, wie sie über die Meinungsfreiheit dächten, die Michail Gorbatschows Reformen ihnen beschert hatten. Natürlich erwarteten die Männer und Frauen aus dem Westen, dass die Arbeiter ihnen bestätigten, was sie für selbstverständlich hielten: dass die Macht des freien Wortes über die Finsternis der Diktatur gesiegt hatte. Zwar war die alte Ordnung zerfallen, und ihre Rituale wirkten nun seltsam fremd. Aber die Arbeiter empfanden das Ende der Sowjetunion als tiefe Verunsicherung. Die Inflation hatte die Währung entwertet, in den Geschäften gab es nichts zu kaufen, und von der Arbeit in den Kohlegruben und Stahlwerken konnten sie nicht mehr leben. Auf den Straßen regierte das Faustrecht und in der Politik übernahm die Mafia, wofür einst die Kommunistische Partei zuständig gewesen war. Er jedenfalls brauche seinen Mund nur zum Essen, antwortete ein Arbeiter auf die Frage, was ihm die Meinungsfreiheit gegeben habe.

Wenige Jahre nach dem Ende der Sowjetunion war der Glaube an die Beherrschbarkeit der Welt erschüttert. Niemand mochte den Versicherungen der politischen Führung noch glauben, die von freier Marktwirtschaft und freien Wahlen sprach, aber nur den Mangel und das Chaos verwaltete. Das Vertrauen darauf, auch am nächsten Tag noch Arbeit und Brot, Sicherheit und Ordnung zu haben, war zerstört. Als die alte Ordnung zerfiel, hofften auch die Arbeiter in den Kohlegruben von Donezk, das alles besser werden würde. Die Enttäuschung aber tauchte das Leben in der Diktatur in helles Licht. »Wir müssen alles auf neue Weise tun«, sagte eine Arbeiterin, die vom amerikanischen Historiker Lewis Siegelbaum im Jahr 1992 befragt wurde. »Wir sind jetzt wie blinde Welpen.«¹ Was im

¹ Lewis H. Siegelbaum/Daniel J. Walkowitz, *Workers of the Donbass Speak. Survival and Identity in the New Ukraine, 1989–1992* (New York: SUNY Press, 1995), S. 186–187.

Westen für eine Errungenschaft gehalten wurde, empfanden die Arbeiter aus Donezk als Verhöhnung und Demütigung. Die Diktatur hatte über die Demokratie, das Verlangen nach Ordnungssicherheit über die Freiheit gesiegt.

1. Stabilität und Erwartungssicherheit

Nur vor dem Hintergrund überwundener Unsicherheit wird das Leben in seiner Stabilität wahrnehmbar und erfahrbar. In den Zeiträumen des Übergangs scheidet sich Altes von Neuem, und es ist zu erwarten, dass Menschen, die eine Krise hinter sich gelassen haben, sich noch an sie erinnern und über die Stabilisierung ihres Lebens anders sprechen als all jene Menschen, für die das Leben in stabilen Verhältnissen eine Selbstverständlichkeit ist. Die einen werden die Stabilisierung sozialer Verhältnisse zum Gegenstand ihrer Selbstvergewisserung machen, die anderen werden, was für sie eine Selbstverständlichkeit ist, nicht als Herausforderung begreifen, auf die sie eine Antwort geben müssen.

Veränderungen operieren mit schon Vorhandenem. Alles Neue muss sich zum Alten in Beziehung setzen, und deshalb kann der Wandel nicht von seiner Deutung getrennt werden. Es kann keine Stabilisierung geben, die nicht auch in den Köpfen und Herzen von Menschen als Stabilisierung wahrgenommen wird.² Wenngleich Menschen nur selten eine Verfügungsgewalt über das Geschehen besitzen, das sie mitreißt und an einen Ort stellt, haben sie dennoch die Entscheidung darüber in der Hand, *wie* sich ihr Leben verändert. Wie sich der Wandel vollzieht, hängt davon ab, ob man ihn auffängt, steuert und für eigene Zwecke nutzbar macht, ob man Veränderungen aushält, weil man den Institutionen und Regelsystemen vertraut, die eine Gesellschaft zusammenhalten, oder ob man an Herausforderungen zerbricht, weil es keine sozialen Mechanismen gibt, die es Menschen ermöglichen, Veränderungen auszuhalten oder als Lebensgewinn zu begreifen. Wer Teil einer Misstrauensgesellschaft ist,

Vgl. auch Stephen Kotkin, *Armageddon Averted. The Soviet Collapse, 1970–2000* (New York, NY: Oxford University Press, 2001), S. 113–141.

2 Boris Groys, *Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie* (München: Carl Hanser Verlag, 1992), S. 121.

Krieg und Zerstörung erlebt hat, wird Veränderungen anders bewältigen als jemand, der in einer sozial abgesicherten und verregelten Umwelt lebt. Der eine wird Wandel möglicherweise als nicht kalkulierbare Bedrohung verstehen, der andere als Chance begreifen, weil seine alltäglichen Lebensrisiken durch Regelvertrauen kompensiert werden können.³

Auf den ersten Blick scheinen Wandel und Stabilisierung einander auszuschließen, denn was dem Wandel unterworfen ist, ist in Bewegung. Aber aus Bewegung und Veränderung kann Stabilität erwachsen, entweder, weil Menschen in modernen, differenzierten und arbeitsteiligen Gesellschaften erwarten, dass sich stets alles ändert, oder weil vormoderne, nicht differenzierte Misstrauensgesellschaften ihre Stabilität dadurch gewinnen, dass sie den Wandel durch Bewahren des Bewährten bewältigen. In beidem ist der Wandel auf eine Weise im Spiel, dass er sich mit der Stabilisierung von Lebensverhältnissen in Einklang bringen lässt.

Im Licht des Wandels zeigt sich, was sich vom Alten im Neuen erhält, dass es keine Stabilisierung geben kann, die nicht zugleich Praktiken enthielte, die Menschen gegen Krisen immunisieren: durch Sozialisation erworbene Fähigkeiten, das Leben zu bewältigen, Erinnerungen, die aus dem kulturellen Wissen längst vergangener Zeiten schöpfen, Rituale und Symbole, die Gemeinschaft stiften und Vertrautheit schaffen. Es gibt keine Erfahrung ohne Tradition und keinen Wandel ohne Widerstand, gegen den er sich durchsetzen muss. Allein vom sozialen und kulturellen Ort hängt es ab, auf welche Weise sich Ordnungen stabilisieren, wie haltbar und von welcher Dauer sie sind. Denn jeder Lebensbereich hat einen eigenen Veränderungsrythmus, der ihn von anderen unterscheidet.⁴ Was immer auch ins Gleichgewicht gebracht wird: es gibt keine Stabilität, die nicht aus der Dialektik von Wandel und Tradition lebt.

Situationen der Stabilisierung sind Momente der Entschleunigung, der Veränderung des Lebensrythmus, weil Menschen, die Institutionen und Regeln vertrauen und sich der Gewohnheit hingeben, Zeit sparen. Denn

3 Matthias Pohlig, »Wandel und seine Repräsentationen«, in: *Arbeit an der Geschichte. Wie viel Theorie braucht die Geschichtswissenschaft?*, hrsg. von Jörg Baberowski (Frankfurt am Main: Campus, 2009), S. 37–62.

4 Hans-Georg Soeffner, »Die Ordnung der Rituale und die Ordnung in Ritualen«, in: ders., *Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags 2* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992), S. 12; Hartmut Rosa, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005).

der Aufwand, den sie betreiben müssen, um Informationen zu beschaffen und Risiken vorzubeugen, wird sich in Grenzen halten, wenn sie darauf vertrauen können, dass die Veränderung der Verhältnisse ihre Lebenswelt nicht erschüttern wird.⁵

Warum und wodurch sind Ordnungen stabil? Eine mögliche Antwort könnte lauten: wenn Menschen Erwartungssicherheit haben und sich durch wiederkehrende soziale Praktiken daran gewöhnen, für normal zu halten, was ihnen täglich widerfährt. Gegen Gewohnheiten kann die Vernunft nicht Recht behalten, weil Gewohnheiten das Leben strukturieren und es in eine stabile Ordnung bringen. Menschen nehmen an Ritualen teil, obgleich sie wissen, dass sie vor der Vernunft nicht bestehen können, aber sie tun es nicht, weil sie von ihrem überlegenen Sinn überzeugt sind, sondern weil sie ihrem Leben einen Halt geben und es berechenbar machen. Aber damit wäre über die Stabilisierung von Lebensverhältnissen nur die halbe Wahrheit gesagt. Denn es ist natürlich vorstellbar, dass Kriege, Blutrachefehden, Diktaturen und Massaker für normal gehalten werden, vor allem von solchen Menschen, die nie etwas anderes kennen gelernt haben.⁶ Selbst im Ausnahmezustand, in Kriegen und Diktaturen kann es eine Erwartungssicherheit geben, die auf Selbstverständliches verweist. Denn man kann mit der Unsicherheit leben und Vorkehrungen treffen, um sich auf sie einzustellen. Wenn der Tod zur Normalität wird, Gewalt und Willkür regieren, wird die richtige Einschätzung von Situationen zur Lebensversicherung. Auch sie wird erlernt, und bald schon gewöhnen sich Menschen daran, der Unsicherheit so zu begegnen, dass man sie kulturell bewältigen kann. Ordnungssicherheit entsteht erst dort, wo Menschen wissen, was sie und was andere tun dürfen und tun müssen; wenn sie zu wissen glauben, dass die anderen sich auch wirklich so verhalten, wie es von ihnen erwartet wird. Solche Erwartungssicherheit ist auch dort möglich, wo Angst und Schrecken den Alltag strukturieren.

5 Rosa, Beschleunigung, a. a. O. (Anm. 4); Paul Virilio, *Rasender Stillstand* (Frankfurt am Main: Fischer, 2002); ders., *Fluchtgeschwindigkeit* (Frankfurt am Main: Fischer, 1999); ders., *Der negative Horizont. Bewegung Geschwindigkeit Beschleunigung* (München: Hanser 1999).

6 Karl-Siegbert Rehberg, »Normalitätsfiktion als institutioneller Mechanismus«, in: »Normalität« im Diskursnetz soziologischer Begriffe, hrsg. von Jürgen Link/Thomas Loer (Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren, 2003), S. 178.

Es geht stets nur darum, zu »wissen, woran man ist«, sagt Heinrich Popitz.⁷

»Zu Hause sein heißt, verstanden zu werden, ohne viel sagen zu müssen«, schreibt Göran Rosenberg, der Sohn eines Flüchtlings, der das Vernichtungslager Auschwitz überlebte.⁸ Und tatsächlich gibt es Geborgenheit und Sicherheit nur dort, wo man nicht bei jeder Gelegenheit das Wort ergreifen muss, um zu versichern, wer man ist und was man will. Jeder kann Situationen einschätzen und sich ohne Worte über Widersprüchliches verständigen, weil die Symbole der Kommunikation in ihrer Unmittelbarkeit wider alle Vernunft überzeugen und deshalb Unvereinbares auch ohne Grund zur Einheit bringen können. Nicht einmal Inszenierungen werden noch erkannt, weil die Symbole der Kommunikation den Anschein des Unmittelbaren und Natürlichen erwecken.⁹ Man könnte auch sagen, dass Ordnungen im Gleichgewicht sind, wenn niemand sie in Frage stellt oder auf ihren Sinn hin befragt. Solange sie nicht zu einem Problem werden, das verstanden werden muss, ist unsere Welt stabil.

Gleichwohl beruht die Stabilität einer Ordnung auch darauf, dass Menschen wissen, wer sie nicht sind. Sie sprechen über ihre Welt im Modus der Abgrenzung, weil sie nur im kulturell Eigenen ein Selbstsein entwickeln können. Und dennoch wissen wir von uns nur, weil wir uns im Anderen als Eigene erkennen. Denn in allem, was wir tun, ist Sinn, der verstanden werden will, und deshalb arbeiten die anderen an der Lesart der eigenen Kultur mit. Wäre es anders, wir wären dazu verdammt, für immer zu bleiben, was wir sind. Unsere Welt bliebe stabil, aber eine Verständigung zwischen Menschen unterschiedlicher Kulturen wäre unmöglich. Das Verstehen ist kein Können, es ist der Modus unserer Existenz, weil wir darauf angewiesen sind, Gesten, Wörter und Symbole zu interpretieren. Wir verändern uns, indem wir begreifen, was geschieht.

7 Heinrich Popitz, *Phänomene der Macht*, 2. Aufl. (Tübingen: Mohr, 1992), S. 223.

8 Göran Rosenberg, *Ein kurzer Aufenthalt* (Berlin: Rowohlt, 2012), S. 369.

9 Hans-Georg Soeffner, »Zur Soziologie des Symbols und des Rituals«, in: ders., *Gesellschaft ohne Baldachin. Über die Labilität von Ordnungskonstruktionen* (Weilerswist: Velbrueck, 2000), S. 202.

Und so kommt der Wandel in die Welt.¹⁰ Wir wollen, dass unsere Welt stabil bleibt, aber woher wollen wir wissen, was mit uns geschehen wird?

Wenn erschüttert wird, was man einmal für selbstverständlich gehalten hat, geraten Lebensordnungen aus dem Gleichgewicht. Die Verunsicherten fragen sich, warum nicht mehr gelten soll, was sie einst für Normalität gehalten hatten. Jetzt kommt offen zur Sprache, worauf die Ordnung beruhte, in der man einmal zu Hause war. Denn nur wenn die Erinnerung an die Verunsicherung noch präsent ist, wird die Stabilität, die man empfindet, auch thematisiert. Alles ist im Wandel, und Sicherheit erhält nur, wer sich im Strom des Geschehens an Überkommenem festhalten kann. Auf diese Herausforderung müssen Antworten gegeben werden, die das Leben nicht erschüttern.

In allen sozialen Ordnungen und Lebensformen sind Menschen darauf angewiesen, mit anderen Menschen auszukommen. Ohne Formen und Stile des Umgangs miteinander wäre das Leben in der Gesellschaft unmöglich. Deshalb inszenieren wir uns, fügen unser Leben in Normen ein, mit denen wir Komplexität für jedermann erkennbar reduzieren.¹¹ Soziale Normen machen Verhalten verbindlich und begrenzen die Willkür im Umgang miteinander. »Sie bewirken, dass Menschen sich mit einiger Sicherheit und Dauerhaftigkeit aufeinander einstellen können«, sagt Heinrich Popitz. »Diese Einstellung aufeinander aber wäre nicht möglich, ohne dass wir das Handeln der jeweils anderen in oft wiederkehrenden, typischen Situationen voraussehen, also mit Regelmäßigkeit rechnen kön-

10 Ernst Cassirer, *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*, 2. Aufl. (Frankfurt am Main: Fischer, 1990); Jörg Baberowski, »Was sind Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel? Anmerkungen zu einer Geschichte interkultureller Begegnungen«, in: *Arbeit an der Geschichte*, hrsg. von Jörg Baberowski (Frankfurt am Main: Campus, 2009), S. 7–18.

11 Mary Douglas, *Wie Institutionen denken* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991), S. 181; Josef Früchtl/Jörg Zimmermann, »Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines künstlerischen, kulturellen und gesellschaftlichen Phänomens«, in: *Ästhetik der Inszenierung*, hrsg. von Josef Früchtl/Jörg Zimmermann (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001), S. 9–47; Helmuth Plessner, »Wiedergeburt der Form im technischen Zeitalter«, in: *Politik – Anthropologie – Philosophie. Aufsätze und Vorträge*, hrsg. von Salvatore Giammusso (München: Wilhelm Fink, 2001), S. 71–86.

nen.«¹² Nur wenn die Vorstellung einer stabilen Umwelt von anderen geteilt werden kann, wird es auch eine stabile Umwelt geben.

In den modernen, differenzierten und komplexen Gesellschaften aber sind Kontakte zwischen Menschen oft nur flüchtig und von kurzer Dauer. Man kennt die anderen nicht, mit denen man in einer Gesellschaft lebt und begegnet ihnen allenfalls in bestimmten Funktionen und Rollen. Wir verkehren mit Fremden nicht als »ganzen Personen«. Solche Unwissenheit löst aber gewöhnlich kein Unbehagen aus, weil man den anderen im Alltag mit höflicher Nichtbeachtung begegnen kann. Diese durch Sozialisation und Erziehung erworbene Fähigkeit ist eine Vorrichtung gegenseitigen Schutzes.¹³ Ritualisierte Verhaltensgewohnheiten sind entlastend, weil man auf Herausforderungen und auf Neues nicht durch Improvisation oder Einführung neuer Motive reagieren muss. Soziales Wissen wird nicht nur durch Erfahrung, sondern auch durch Sozialisation, Erziehung und Tradition gewonnen. Jede Erziehung hat das Ziel, Normen von einer Generation an die nächste weiterzugeben, und auf diese Weise kommt es zur Kontinuität sozialer Lebensformen und Verhaltensmaßstäbe. »Rituelleres Verhalten«, schreibt Hans-Georg Soeffner, »ist durchgeformtes, vorhersagbares, in gewisser Weise kalkulierbares, Orientierungssicherheit gewährleistendes Verhalten.«¹⁴ So gesehen sind Rituale Ausgleichshandlungen, die in den Kontaktzonen offener und komplexer Gesellschaften eine Kultur höflicher Abgrenzung hervorbringen. Sie beseitigen die Risiken nicht, die sich aus der Offenheit komplexer Gesellschaften ergeben, aber sie machen sie erträglich.

In Gesellschaften, denen solche Entlastungen nicht gelingen, weil es ihnen an Institutionen und übergreifenden Interaktionsmedien fehlt, organisieren sich soziale, religiöse oder ethnische Gruppen in horizontal ausgerichteten Kastensystemen. Wer nicht weiß, was vom Leben zu erwarten ist und was geschieht, wenn Bedrohungen auftreten, ist gut beraten, sich auf die Seinen zu verlassen und sich gegenüber Fremden abzuschotten.

12 Heinrich Popitz, »Soziale Normen«, in: ders., *Soziale Normen*, (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006), S. 61–75, hier S. 64.

13 Erving Goffman, »Über Ehrerbietung und Benehmen«, in: ders., *Interaktionsrituale* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986), S. 54–105, hier S. 70f.

14 Soeffner, »Zur Soziologie des Symbols und des Rituals«, a. a. O. (Anm. 9), S. 206–207; Popitz, »Soziale Normen«, a. a. O. (Anm. 12), S. 71–73. Im Überblick: Barbara Stollberg-Rilinger, *Rituale* (Frankfurt am Main: Campus, 2013), S. 7–17.

Niemand könnte sich unter solchen Umständen auf eine Kultur höflicher Abgrenzung einlassen, denn wer seines Lebens nicht sicher sein kann, braucht die Nähe der Vertrauten und Abstand zu den Fremden. Je unsicherer die Verhältnisse, desto größer ist das Bedürfnis nach innerer Disziplin und Kontrolle. Und so kommt es, dass Veränderungen, die in komplexen sozialen Ordnungen mühelos bewältigt werden können, in vormodernen Agrargesellschaften als Bedrohung empfunden werden.¹⁵

Zur Stabilisierung sozialer Ordnungen trägt auch die arbeitsteilige Organisation moderner Gesellschaften bei. Zwar verlieren Strukturen und Institutionen an Überschaubarkeit, weil sie Aufgaben und ihre Menschen voneinander trennen, aber gerade darin verweisen sie sie wieder aufeinander und verbinden sie. Der soziale Körper wird beweglicher, wenn Wenige im Namen Vieler entscheiden und sich dabei an sachlichen Zwecken und nicht an den Meinungen der Vielen orientieren müssen. Vor allem aber kettet die Arbeitsteilung Menschen aneinander, die nicht überleben könnten, wenn der soziale Verband auseinanderfiel. Sie trennt und verbindet zur gleichen Zeit.¹⁶

So steht es auch um die Erfahrungen im Umgang mit den Regeln des Verfahrens. Wie ist das Rätsel zu verstehen, dass man Entscheidungen hinnimmt, auch wenn man von der Richtigkeit der getroffenen Entscheidungen nicht überzeugt ist? Luhmann gibt darauf folgende Antwort: Weil Verfahren institutionalisiert und autonom sind, bedürfen sie keiner individuellen Zustimmung, um akzeptiert zu werden. Jeder, der am Verfahren teilnimmt, gibt alle Handlungsalternativen auf, die nicht mit der Rolle übereinstimmen, die er in einem Verfahren spielen muss. Wer wählt, um eine Entscheidung herbeizuführen, verzichtet auf Gewalt, wer das Gericht anruft, auf Selbstjustiz. Und so nimmt die Komplexität

15 Georg Simmel, »Die Selbsterhaltung der sozialen Gruppe«, in: ders., *Gesamtausgabe, Bd. 5: Aufsätze und Abhandlungen 1894 bis 1920* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992), S. 353–360; Hans-Georg Soeffner, »Auf dem Rücken eines Tigers. Über die Hoffnung, Kollektivrituale als Ordnungsmächte in interkulturellen Gesellschaften kultivieren zu können«, in: ders., *Gesellschaft ohne Baldachin. Über die Labilität von Ordnungskonstruktionen* (Weilerswist: Velbrueck, 2000), S. 276–277; Dorothea Weltecke, »Gab es ›Vertrauen‹ im Mittelalter? Methodische Überlegungen«, in: *Vertrauen. Historische Annäherungen*, hrsg. von Ute Frevert (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003), S. 67–89.

16 Simmel, »Die Selbsterhaltung der sozialen Gruppe«, a. a. O. (Anm. 15), S. 336–338, 364.

von Entscheidungssituationen ab, weil alle Beteiligten ihr Verhalten durch Verfahren aufeinander abstimmen und ihr Handeln für jedermann kalkulierbar machen. Rollenspiele erleichtern offenbar die Akzeptanz von Entscheidungen. Ohne die Sicherheit, dass verbindlich getroffene Entscheidungen auch hingenommen werden, können Bürokratien nicht arbeiten. In dem Maße, in dem die Komplexität der Gesellschaft wächst, werden Formen der unmittelbaren Einigung durch generalisierende Verfahren der Entscheidungsfindung ersetzt. »Es kommt daher weniger auf motivierte Überzeugungen als vielmehr auf ein motivfreies, von den Eigenarten individueller Persönlichkeiten unabhängiges (und insofern wahrheitsähnliches!) Akzeptieren an, das ohne allzu viel konkrete Informationen typisch voraussehbar ist.«¹⁷

Das Verfahren beginnt mit offenen Möglichkeiten, und dennoch führt es zu verbindlichen Entscheidungen. Es sind die Ungewissheit des Ausgangs und die Autonomie des Verfahrens, die zur sozialen Generalisierung des Entscheidungsergebnisses beitragen. Denn die Ungewissheit hält die Hoffnung wach, das Verfahren im eigenen Sinn zu beeinflussen, und deshalb sind Menschen bereit, Rollen in einem Rollenkontext zu spielen. Ohne Ungewissheit über den Ausgang gäbe es kein Verfahren, sondern nur eine ritualisierte Darstellung von Werten.¹⁸ Wer am Verfahren teilnimmt, wird in ein Rollenspiel verstrickt, das die Persönlichkeit einfängt und umarbeitet und zur »Hinnahme von Entscheidungen« motiviert.¹⁹ Und so kommt es, dass Routinevorgänge Erwartungssicherheit in unser Leben bringen, sie kompensieren die Unüberschaubarkeit komplexer Systeme und geben Menschen Halt, die einander nicht mehr nur von Angesicht zu Angesicht ihrer gegenseitigen Bindung versichern können.

17 Niklas Luhmann, *Legitimation durch Verfahren* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1983), S. 32. Vgl. auch Barbara Stollberg-Rilinger, »Einleitung«, in: Vormoderne politische Verfahren, hrsg. von Barbara Stollberg-Rilinger, *Zeitschrift für Historische Forschung*, Beiheft 25 (2001), S. 9–24.

18 Luhmann, *Legitimation*, a. a. O. (Anm. 17), S. 27–52

19 Luhmann, *Legitimation*, a. a. O. (Anm. 17), S. 87.